

LUDWIG BECHSTEIN

HEXENGESCHICHTEN



KLASSIKER DER PHANTASTISCHEN LITERATUR
PRONG PRESS

Ludwig Bechstein – Hexengeschichten

LUDWIG BECHSTEIN

HEXENGESCHICHTEN

Die Originaltexte stammen aus dem 1922 veröffentlichten Band des Rikola-Verlages (Wien, Berlin, Leipzig, München) und wurden vom Herausgeber Rolf Bächli überarbeitet, stilistisch behutsam modernisiert und an die neue Rechtschreibung angepasst. Einige Stellen sind leicht gekürzt, andere minimal erweitert. Im Vordergrund stand dabei immer die Lesbarkeit. Alte, nicht mehr gebräuchliche und deshalb unverständliche Worte wurden, wo immer möglich, durch aktuelle Bezeichnungen ersetzt.

PRONG PRESS

Impressum

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 2017: PRONG PRESS, 8424 Embrach, ZH

Originaltexte: Ludwig Bechstein

Textbearbeitungen: Rolf Bächli, Embrach

Cover & Illustrationen: Anaëlle Clot, Lausanne

Layout: Meret Bächli, Embrach

Lektorat: PRONG PRESS

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-10-7

Auflage: 1. Auflage

DIE HEXENKÖNIGIN

Nach einem fliegenden Blatt von 1718

-1-

An einem Freitagabend sass nach getaner Arbeit Lurz, der Knecht des Bauern Friedrich Strumpf im Dorfe Kesselbrunn bei Köln am Rhein, in der Wohnstube und las in einem Gebetbuch, wie er es öfters zu tun pflegte, denn der Lurz war ein treuer und fleissiger, aber dabei sehr stiller und in sich gekehrter Mensch, der dem Wirtshausgehen nichts abgewinnen konnte und seine Feierstunden meist dazu verwendete, in der Bibel oder in einem seiner Andachtsbücher zu lesen. Die Magd Barlies war noch in der Küche oder im Kuhstall beschäftigt, der junge Sohn des Hauses, ein Knabe von elf Jahren, Andres geheissen, rälkelte sich schläfrig auf der Ofenbank, und der Herr des Hauses, Friedrich Strumpf, war nicht daheim, der sass im Wirtshaus bei den Karten- und Schnapsbrüdern.

Die Hausfrau hatte im oberen Stock des Hauses geschaltet und gewaltet, kam jetzt mit Geräusch herab in die Stube und fuhr den Knaben scheltend an: „Na, was rälkelst du dich noch herum? Geh ins Bett, wenn du müde bist!“ Und zum Knecht gewendet sagte sie: „Schon fertig, Lurz? Alles besorgt, dass schon Licht angebrannt werden muss, wenn die Hühner schlafen gehen, um nur geschwind die Nase in die Bücher zu stecken! Ich möchte nicht immer so sitzen und lesen und versimulieren wie du!“

„Die Hühner zu Bett, Frau Grete Strumpf – das Huhn – wollt

Ihr sagen, Eure schwarze Glucke“, entgegnete ruhig der Knecht. „Was geht Ihn die Glucke an? Es ist nur so eine Redensart!“, versetzte die Frau kurz angebunden.

„Und in solchen Büchern möchtet Ihr nicht lesen, Frau Grete Strumpf!“, fuhr jener betonend fort und tippte dabei auf sein Andachtsbuch.

„In solchen so wenig wie im Eulenspiegel, wie Er einer ist!“, fiel die rasche heftige Antwort der Herrin des Strumpfhofes aus.

„Man hat schon mehr Beispiele, dass die eifrigen Schriftenleser übergeschnappt und ins Narrenhaus gekommen sind!“

„Was hat man nicht alles für Beispiele, Frau Grete Strumpf?“, redete der Knecht dagegen. „Und wovon hat man nicht alles Beispiele? Zum Beispiel, dass die Hühner selbst um Neujahr herum noch Eier legen!“

„Was soll das nun wieder heissen?“, fragte die Frau. „Soll das nicht heissen, dass man sich um ungelegte Eier bekümmert?“

Der Eintritt der Magd unterbrach diesen Zwist, diese war nun auch fertig geworden und trat mit dem Spinnrad in die Stube.

„Gut, dass du kommst, Barlies!“, wandte sich Frau Strumpf an das Mädchen. „Leuchte dem Andres hinauf ins Bett, danach kannst du, wenn du Lust hast, in die Nachbarschaft spinnen gehen, ich habe noch zu tun, alle meine Hände voll, denn morgen ist Markttag in Köln.“

„Eiermarkt, Frau Grete Strumpf!“, wiederholte anspielungsreich der Knecht.

„Lurz, mach‘ Er mich nicht ganz böse, halb bin ich’s schon!“, fuhr die Frau den Knecht an, als sie ihrem Knaben gute Nacht gesagt und die Magd mit diesem und einer entzündeten Lampe sich entfernt hatte. „Was soll’s, was will – was hat Er mit seinem Huhn und seinen Eiern, und warum wiederholt Er beständig

sein *Frau Grete Strumpf* so höhnisch? Das sag' Er mir, das will ich wissen!“

„Mit meinem Huhn, mit meinen Eiern, was ich damit habe, Frau Grete Strumpf?“, fragte mit seiner beständigen Ruhe der Knecht Lorenz, abgekürzt Lurz geheissen. „Habe ich etwa ein Huhn? Habe ich gar Eier, Frau Grete Strumpf ...!“

„Dass Er die Krätze kriegt mit seinen Redensarten!“, eiferte die nun völlig zornig werdende Frau. „Für Ihn bin ich Frau Strumpf, nichts weiter ...“.

„Nichts weiter?“, unterbrach mit Ironie der Knecht, aber sie überhörte es und fuhr fort zu eifern: „Er hat kein Recht, mich bei meinem Vornamen zu nennen, Er hat kein Recht, mir so naseweis zu begegnen, aus dem Hause soll Er mir! Das fehlt mir noch, dass ich mich von meinem Dienstboten bemeistern und verhöhnen liesse!“

Der Knecht Lorenz schwieg. Er senkte seine Blicke auf das Buch nieder und begegnete einer Bibelstelle, welche er halblaut, wie für sich las: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem bösen Weib!“

„Dann wohn' Er doch noch lieber beim Teufel!“, schrie Frau Strumpf.

„Ich glaub', bei dem wohn' ich schon, oder er bei uns, Frau Grete Strumpf!“, war Lurzens Antwort.

„Ha! Das Wort soll Ihn gereuen!“, drohte mit furchtbarer Heftigkeit fast heulend die Bäuerin, und dann entwich sie aus der Stube und schlug die Tür hinter sich schmetternd zu. Noch lange hörte Lurz sie draussen rumoren und belfern.

Jetzt kam die Magd wieder herunter, nahm ihr Spinnrad und ging aus dem Hause. „Ei, ei, hm, hm“, machte Lurz und schüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn es wahr wäre, wenn es doch wahr

wäre, was die Nachbarn einander zuraunen, was durchs Dorf flüstert, was ich vor Kürze auch drüben in den Nachbardsdörfern hörte, was die Leute munkeln und nicht laut sagen wollen, dass die Bäuerin auf dem Strumpfenhofe eine He... – Gott sei bei uns! Dass es nicht mit rechten Dingen zugehe, wie sie jeden und jeden Markttag einen Korb voll Eier nach Köln bringt, zu Zeiten, wo die Hühner anderer Leute nicht legen, das steht fest – es kann nur die kohlpechschwarze Glucke sein, die immer gluckt, als ob sie Junge hätte, und hat doch keine. Na warte, dem Ding wollen wir bald auf die Spur kommen!“

Lurz horchte hinaus, es war still geworden. War Frau Strumpf vielleicht hinauf in die Oberstube? Da hätte der Lurz sie doch hinauf gehen hören. – War sie in der Küche? – Oder wo sonst? ... Lurz entzündete die Lampe in seiner bereit stehenden Stalllaterne und ging hinaus, nach den Ställen, noch einmal nach dem Vieh zu sehen, ob es richtig angebunden war und ihm nichts fehle. Es war alles in Ordnung, die Rosse und die Wiederkäuer hatten sich gemächlich auf die frische Streu gelegt und pflegten ihre Ruhe. In einem der geräumigen Ställe war das grosse Hühnerhaus, vom Hof aus dem Geflügel durch eine Hühnerleiter zugänglich; Lurz überzeugte sich, dass das Türlein verschlossen war, damit weder Fuchs, noch Marder, noch Iltis eindringen könne. Dann trat er vom Stall aus in das Haus selbst ein und leuchtete hinein. Da sassen in langen Reihen auf ihren Stangen die Hühner und Hähne schlafend, ruhig beieinander, die Köpfchen unter die Flügel gesteckt, eins ums andere wachte auf und scheute vor dem Lichtschein. Lurz übersah die Zahl – ein Huhn fehlte – die schwarze Glucke. Und wieder schüttelte der fromme Knecht bedenklich das Haupt.

Er ging zum Wohnhaus über den Hof zurück – im Vorbeigehen gewährte er durch eine schmale Spalte in dem vom Winter noch verstopften Kellerloch einen Lichtschimmer – die Bäuerin war also im Keller. ... Was tat Frau Strumpf um diese Zeit noch im Keller? Die Milch war geliefert worden – das war die Sache der Magd gewesen; abgerahmt wurde erst am Morgen wieder; Bier herauf holen war kein Anlass, denn Frau Strumpf trank keines, Lurz bekam keines und der Bauer sass im Wirtshaus drüben und kam meistens sowieso mit zu viel Getränk im Kopf und Leib spät nach Hause.

Was also hatte Frau Grete Strumpf jetzt noch im Keller zu tun? Lurz stellte seine Laterne zur Seite und schlich sich leise an die Spalte heran, durch die er hinunter sehen konnte, und da sah er ganz deutlich Frau Grete Strumpf stehen: Sie stand vor einem alten Korb, der über etwas gestülpt war, und hatte neben sich einen zweiten Korb, den sie kurz zuvor mit Häckerling gefüllt hatte; in der rechten Hand hielt sie eine Gerte. Jetzt stülpte sie den alten Korb um und schüttete über die Hälfte des Häckerlings aus dem zweiten Korb dazu. Unter dem alten Korb sass etwas – es war pechschwarz – es war die schwarze Glucke!

Jetzt gab Frau Strumpf der schwarzen Glucke mit der Gerte einen sanften Schlag, der Schall davon drang vernehmbar herauf und lautete, wie wenn man leise mit einem dünnen Rütchen auf einen gepolsterten Stuhl schlägt. Da gluckte die Glucke und schwoll an und blähte sich auf – und eiskaltes Entsetzen überrieselte den Knecht: Das war ja gar kein Huhn, sondern eine scheussliche Kröte – aber so gross wie ein Huhn!

Und die Kröte legte ein Ei, so gross und so weiss wie ein Hühnerei, und Frau Strumpf nahm das Ei und legte es in den Korb mit Häckerling, und dann stufte sie wieder das gräuliche Huhn mit der Gerte – und abermals fiel ein Ei. So ging es immerzu fort. Als eine Lage Eier so dicht beisammen war, dass keins mehr dazwischen passte, schüttete Frau Strumpf eine Lage Häckerling darüber und begann von neuem ihre Kunst und Arbeit.

Der Knecht blieb ungläubig starrend stehen – es war ganz still und einsam. Der Strumpfenhof lag ohnehin ein wenig abseits vom Dorf – die Nacht war sehr dunkel – Lurz zählte die Eier,



welche der seltsame Vogel da unten legte, und zählte – dreihundert. Dabei überlief ihn Schauer auf Schauer. Doch hielt er es aus. Als das dritte Hundert voll war, stülpte Frau Strumpf den alten Korb wieder über das schwarze Ungetüm, deckte die obersten Eier vollends mit Häckerling und band den Eierkorb mit einem Tuch zu.

Unterdessen schlich sich Lurz ins Haus hinein, in die Stube, löschte sein Laternenlicht, sass und las, als Frau Strumpf wieder in die Wohnstube trat.

„Immer noch so fleissig überm Studieren und Beten?“, höhnte die Frau. „Ich erlebe es noch, dass aus dem Lurz noch ein Pfarrer wird.“

„Ihr seid ja auch noch allzeit fleissig herum!“, redete Lurz dagegen. „Ich erlebe es noch, Frau Strumpf, dass Frau Strumpf ...“. Lurz gab sich mit der Hand einen Patsch auf den Mund und schwieg.

„Nun, was erlebt Er? Heraus mit der Sprache, ich will es wissen!“, eiferte die Frau.

„Gedanken sind zollfrei, Frau Strumpf!“, entgegnete Lurz. „Schweigen und denken kann niemals kränken! Es hat sich einer schneller verredet, als verschwiegen. Ich will schlafen gehen; nach getaner Arbeit ist gut feiern, besonders wenn die Arbeit gut war. Gute Nacht, Frau Strumpf, wenn möglich – gute Nacht!“

„Auch so viel, auch so gute Nacht!“, brummte kurz die Bäuerin und blieb in der Stube.

„Der Kerl hat was – er weiss was – er hat sich schon verredet – ich bin nicht so dumm! Merke ich, dass er zu viel weiss, so muss er – sterben!“, war nach Lurzens Weggang das Selbstge-

spräch der Strumpfhofbäuerin, und sie murmelte noch viel Unverständliches durch ihre Zähne.

Jetzt kam etwas unsicheren Schrittes und Trites der Bauer Friedrich Strumpf aus der Wirtsstube nach Hause, Frau Grete verschloss die Türe und das Ehepaar suchte die Ruhe.

-2-

Lurz hatte sich nicht niedergelegt, ohne im Bett noch einen langen Abendsegen zu beten. Dennoch reichte diese geistliche Waffe nicht aus gegen die Anfechtung, die Lurz litt. Der Nachtmahr trat zu ihm in die Kammer, in Gestalt eines schwarzen Pferdes, und er musste es besteigen – und da sauste es fort durch die Winternacht im jähen Flug, schneller als Wind und Wolke; das ging heidi immer fort und fort über Ebene und Gebirge, über Ströme und Meere, über verschneite Fluren, über dunkle Länder, durch kalte Luft, durch feuchte, milde, heisse, durch Sturm und Schnee, durch Hagel und Gewitter – und immer drohte der Nachtmahr seinen Reiter abzuschütteln, der dahinflog im blossen Hemd, barhäuptig, die Hände am Mähenschopf des Tieres festgekrallt – und ihn zu werfen in Meerestiefen und Felsenklüfte, in die Glut brennender Orte mitten hinein. Schier ging dem Lurz der Lebensatem aus, und er stöhnte laut und schmerzlich, und die Glieder schlugen ihm vor Frost, und seine Zähne klapperten wie im Fieber. Das dauerte lange, lange, und zuletzt wandte der Nachtmahr schnaubend den Kopf nach seinem Reiter um und sah ihn grimmig an, und die Augen des Nachtmahrs waren die Augen der Frau Grete Strumpf, und sie schüttelte sich heftig, und da vermochte der Lurz sich nicht länger mehr zu halten, sondern stürzte herab und fiel, fiel, fiel

viele Hundert Schritte tief, bis er mit jähem markerschütterndem Ruck erwachte und in seinem Bett lag. Aus dem Hühnerstall drang der Hahnschrei, denn es war um die vierte Morgenstunde und schaurig kalt, draussen heulte der Wind und warf Schnee und feinkörnigen Hagel an die Fenster.

Zitternd und bebend, matt wie der Tod, hüllte Lurz sich fester in seine Decken, wäre gerne wieder eingeschlafen, vermochte es aber nicht, denn eine schwere Angst beklemmte sein Herz, und er dachte, wenn er einschlief, so käme die böse Trude wieder und peinige ihn. Es war ein qualvoller Zustand – endlich schlief Lurz doch wieder ein, schlief tief und fest, bis die grobe Stimme des Bauers ihn wach schrie: Was zum Teufel er denn schlafe, bis etwa die Kuh einen Batzen gelte? Ob er denn nicht wisse, dass heute Markttag sei, und dass in die Stadt gefahren werden solle? Ob er nicht endlich in des Teufels Namen aufstehen und die Pferde füttern und tränken wolle und den Wagen rüsten? He! Der faule Kerl da, der sich nicht schäme, in den Tag hinein zu schlafen und auf der Bärenhaut zu liegen und zu lunzen bis zum hellen Morgen!

Lurz erschrak – es war in der Tat schon Tag, man merkte schon das Zunehmen des Tageslichts – aber es war dem armen Knecht, als seien ihm alle Glieder gelähmt und ihm mit schweren Keulen zerschlagen worden. Mit einem schweren stöhnenden Seufzer erhob er sich vom Lager, kleidete sich mühsam an und schritt die Treppe hinab. Unten wartete der Bauer, zur Wildheit gehetzt von seiner Frau, mit einem Knüttel auf ihn und wollte ihn schlagen, aber er tat es nicht, als er bemerkte, wie todesbleich der Lurz aussah und wie seine Knie schlotterten und wie

er beinahe tonlos sagte: „Guten Morgen! Zürnt mir nicht, Herr – ich bin krank!“

„Nun so bleib daheim, beim Teufel! Kriech hinter den Ofen und sauf Holundertee!“, rief Friedrich Strumpf, warf den Knüttel in eine Ecke, ging selbst mit in den Stall und half die Pferde beschicken.

In der Wohnstube war Frau Strumpf damit beschäftigt, ihren Knaben festtätiglich zu schmücken; er sollte mit zum Markt fahren; sie selbst war schon in vollem Putz, der ihr herrlich stand; sie war eine schmucke Frau von gar nicht hässlichen Zügen, von einnehmenden sogar, erst zwölf Jahre verheiratet, blühend, wohlhabend, feurig – es hätte einer seine Freude an ihr haben können –, nur ihr Mann hatte keine mehr an ihr, denn sie befahl im Haus und ihm Hof, nicht er – sie kaufte und verkaufte, sie mietete das Gesinde und entliess es, nicht er. Er vegetierte nur als Pflanze, begossen mit Bier und Branntwein – er schalt nur, wenn sie es ihm befahl; wollte er aber aus eigener hausherrlicher Machtvollkommenheit schelten, so gebot sie ihm zu schweigen. Ihren Knaben liebte Frau Grete Strumpf überzärtlich, obschon sie ihn manchmal hart anfuhr – es war nun einmal ihre Gewohnheit so, ihre Umgebung hart anzufassen, eine sehr üble Gewohnheit. Der Knabe war von aufgewecktem Geist, aber dennoch still und verschlossen, er lernte leicht und behielt leicht alles, was er sah, hörte, las und lernte. An der Mutter hing er mit grosser Liebe, vom Vater hingegen fühlte er sich mehr abgestossen als angezogen.

Das Frühstück wurde eingenommen, die Pferde hatten ihres bereits verzehrt und wurden nun von Lurz an den bereits in den

Hof geschafften Wagen gespannt. Die frische Morgenluft gab dem von der nächtlichen Qual ermatteten Knecht wieder neue Kräfte. Der Sturmwind hatte sich gelegt, der Wintermorgen war hell und klar geworden, und die Kälte war schon sehr mässig. Zum Schlittenfahren lag zu wenig Schnee, aber die Wege waren hartgefroren und fest. Der Sitz des Wagenlenkers, welcher heute Friedrich Strumpf in eigener Person sein wollte, wurde fest geschnallt, dann auf dem hinteren Teil des Leiterwagens der Sitz für die Herrin und den Knaben. Erstere war mit der Magd in den Keller hinab gegangen, Barlies musste leuchten und dann helfen, den Korb mit den Eiern hinauf zu tragen, der gar nicht leicht war, ein Hühnerlei wiegt reichlich dreieinhalb Lot, das machte über 32 Pfund ohne das Gewicht des Korbes und der Spreu, in der die Eier wohl gesichert ruhten. Der Eierkorb wurde von Barlies allein aus dem Haus getragen, der Herr hob ihn auf den Wagen und machte ihn zwischen dem Vorder- und dem Hintersitz mit Stricken fest. Lurz, der Knecht, sah den Korb mit Schaudern. Mit Schaudern sah er auch auf dem Mist die schwarze Glucke sitzen, bevor noch, was soeben geschah, Barlies das Hühnerhaustörchen öffnete, woraus nun das befiederte Völklein sich eilig heraus drängte und teils die Leiter herabschritt, teils gleich vom Brett weg hinunterflog. Barlies rief, die Schürze voller Hafer und Gerste, mit lautem „Komm Putt Putt Putt! Komm Putt Putt Putt!“ die Hühner zusammen und streute das Futter aus voller Hand, da lief und flatterte alles herbei, auch die Tauben flogen vom geöffneten Schlag herunter, und alles pickte, gackerte, krähte und gurrte freudig durcheinander.

Auch die träge schwarze Glucke nahte sich dem Kreise – gerade als Andres mit der Mutter den Wagen bestiegen hatte, Friedrich

Strumpf mit einem mächtig schallenden Knall der Peitsche die Pferde zum Laufen ermunterte und die Bäuerin noch im Davonfahren vom Wagen rief: „Haltet gut Haus! Und gute Besserung, Lurz!“

„Danke schön, Frau Grete Strumpf!“, rief der Knecht ihr nach und wandte kein Auge vom schwarzen Huhn. Dieses tat auch, als fresse es, aber es frass nicht, es pickte stets neben die goldenen Körner und liess sie liegen. Kein Hahn nahte sich je dem schwarzen Huhn, es zu treten. Die Hennen und Tauben wichen alle zur Seite, wo die schwarze Glucke schritt, als scheuten sie sich vor ihr. Das schwarze Huhn verlor nie eine Feder – und sah man es recht an, so sah es so glatt aus, als ob es gar keine Federn hätte, als ob nur Falten in einer fettigen glatten Haut eine scheinbare Zeichnung der Federlage bildeten – eine gar unheimliche Federzeichnung. Das schwarze Huhn hob nie einen Flügel, es schritt niemals schneller oder langsamer, unsetzt, gleich dem Schritt der anderen Hühner, es schritt stets in einem schwerfälligen langsamen Gleichmass; die meiste Zeit aber hockte die schwarze Glucke sitzend auf dem Misthaufen, als ob sie dort brüten würde, oder sie verkroch sich ganz.

„Nun Lurz!“, begann die Magd Barlies den Knecht zu necken, „was hat Er denn? Er schaut ja drein, als ob Ihm die Hühner das Brot genommen hätten!“

„Ach Barlies!“, entgegnete Lurz, „mir schwant, dass ein Huhn mich ums Brot bringen wird.“

„Ein Huhn?“, entgegnete mit verwunderter Frage die Magd, „was denn für eins?“

„Ein schwarzes, Barlies“, gab Lurz trübselig zur Antwort.

„Ich dachte gar! Er ist nicht gescheit, Lurz! Er fängt nun tatsächlich Grillen! Mach‘ Er mir keine Mäuse!“

„Ich mache keine Mäuse, Barlies“, versetzte Lurz, „Mäuse machen ist Hexenwerk und bringt nichts ein – ich sinne nur über das schwarze Huhn – nicht wahr, das legt recht fleissig! Und die Eier sind im Winter teuer, und die Bäuerin gibt nur drei, höchstens vier für einen Batzen? Kosten also vier einen Batzen, vier Dutzend einen Gulden, oder ein Schock, also 60 Stück, einen Gulden und fünfzehn Kreuzer, das bringt die Eierverkäuferin zum Lachen, denn was löst sie für dreihundert Eier, Barlies?“

„Das weiss ich nicht, Lurz“, entgegnete die Magd, „ich kann nicht im Kopf rechnen.“

„Ich will’s Ihr sagen, Barlies, ich kann etwas rechnen“, sprach Lurz. „Dreihundert Eier sind gerade fünf Schock. Das Schock kostet einen Gulden fünfzehn Kreuzer, also machen fünf Schock gerade sechs Gulden und fünfzehn Kreuzer!“

„Ei, du meine Güte, dass hiesse ja fünf gerade machen!“, schrie Barlies verwundert auf. „Dafür kauft man ja ein Kalb oder einen Läufer! Das ist ja ein Sündengeld!“

„Möglich, Sündengeld, Sie kann recht haben, Barlies!“, brummte Lurz durch die Zähne und schüttelte sich wie im Fieber. „Mach‘ Sie mir ein warmes Stübchen, mir ist nicht ganz wohl, mir ist, als bliebe in mir kein Knochen auf dem anderen; ich habe gar Schweres ausgestanden die vorige Nacht, ich bin wie zerschlagen.“

„Die böse Trude wird ihn geritten haben, Lurz!“, mutmasste Barlies.

„Ja, eine Reiterei war es, ich will gar nicht dran denken!“, seufzte Lurz.

Draussen am Gehöft huschte gerade eine Bäuerin dahin, es war

die Hebamme von Kesselbrunn. „Guten Morgen!“, rief sie in den Strumpfenhof hinein. „Ist die Bäuerin schon zum Markt gefahren?“

Weder der Knecht noch die Magd antworteten: Ja! Beide fürchteten die alte Hebamme wolle ihnen das Ja abgewinnen, dann habe sie den ganzen hindurch Macht über sie. Beide antworteten deshalb wie aus einem Munde: „Sie ist nach Köln gefahren!“ Und als die Alte vorüber war, blickten ihr der Knecht und die Magd scheu nach und flüsterten einander zu: „Das ist gerade die Rechte, das ist eine von der siebenten Bitte!“ – Also eine, von der man erlöst werden soll.

Der Wochenmarkt in Köln war sehr belebt, das günstige Wetter lockte Verkäufer und Käufer in Scharen herbei; in langen Reihen sassen die Weiber da mit sorgsam gehaltenen frischen Gemüsen, mit prachtvollem Obst, mit goldgelben Butterwecken, mit Türmen von niederländischen, Schweizer und ländlichen Handkäsen, halb noch Quark, halb schon völlig gereift und seinen verachteten Duft nicht weniger ausströmend, wie die Heringe und Zwiebeln den ihrigen, mit welchen nützlichen See- und Landprodukten der Markt ebenfalls reichlich versehen war, und die alle lebhaft begehrt wurden. Das war ein Schwatzen und Markten und Feilschen durcheinander, in der Pariser Fischhalle oder auf dem Markt des Innocents daselbst konnte es nicht lebhafter sein und nicht kauderwelscher hergehen – zumal im Kölner Dialekt – und dazu das Schnatter und Gackern der auf dem Markt feilgebotenen Gänse und Enten, der Hühner und Hähne; dazu das lebhaft Gurren der Tauben – dort lagen Hasen, die waren leider stumm, dort gab es Fische – auch

keine Schreihäse! – Hummer und Steinbutte, Aale und Lachse, tot oder lebendig, frisch und geräuchert, alles hatte seinen Ort, und alles war besetzt und in Überzahl war jedes an solchem Ort zu Suchende vertreten. Nur Hühnereier nicht!

An Eiern herrschte grosser Mangel, nach ihnen grosse Nachfrage, denn wenn auch manche Bäuerin zur Sommerszeit vorsorglich ihre Vorräte zu besserer Verwertung für den Winter aufgespart hatte, so täuschten die als erprobt angegebenen Mittel zuverlässiger Aufbewahrung nicht darüber hinweg: Die Eier wurden faul und unbrauchbar, und der übrig bleibende und gut erhaltene kleine Rest kam den Besitzerinnen teuer zu stehen!

Der Bauer Friedrich Strumpf von Kesselbrunn half seiner Frau samt ihrem Eierkorb vom Wagen, sie nahm ihren Platz in der Reihe der Bäuerinnen ein, die mit Butter und Eiern handelten, und ihr Mann fuhr mit dem Knaben in ein nahe dem Markt gelegenes Gasthaus, in welchem er, so oft er in die heilige Stadt kam, seine Einkehr hielt. Dort herrschte gewöhnlich lebhafter Verkehr, es wimmelte von Bauern und Juden, Vieh- und Getreideeinkäufe wurden da abgeschlossen, und manch gutes, oft gar bedeutendes Geschäft gemacht.

Bald war Frau Grete Strumpf samt ihrem Eierkorb umdrängt von Köchinnen und Bürgerinnen, von allerlei Hauben und Kleiderstoffen, und wurde in allerlei Zungen angesprochen.

Lurz hatte sich heute gewaltig verrechnet mit seinem Kostenüberschlag. Es fiel der Frau Grete Strumpf, Eigentümerin von fünf Schock, also dreihundert frisch gelegten – nach ihrer Angabe aber bloss durch ein besonderes Mittel vom Herbst her

frisch gehaltenen Eiern – gar nicht ein, vier Stück davon für einen Batzen zu geben, sie forderte für ein einziges Stück drei Kreuzer. Erst wurde sie ausgelacht, von einigen altkölnischen Bürgersfrauen auch mit nicht gerade schmeichelhaften Redensarten bedient, die sie sich stoisch anhörte, ohne mit gleicher Münze zu zahlen, und dann blieb sie ruhig auf ihrem Platz, bis der sonst schon sehr geringe Eiervorrat, der zu Markt gebracht worden war, völlig zur Neige ging. Die Eier zu Ende, aber nicht deren Bedarf! Es kamen die Käuferinnen, sie boten einen Batzen für vier Eier – „nein!“ – für drei Eier – „nein!“ – sie boten sechs Kreuzer für sieben Eier – „nein!“ – Frau Strumpf beharrte auf ihrer unerhörten Forderung, sie verlangte drei Kreuzer für ein einziges Ei. Neue Klagen, neue Scheltworte. So was sei doch unerhört, so was dürfe die Polizei nicht zulassen, nicht dulden! „Ei was Polizei!“, rief Frau Strumpf schnippisch. „Allen Respekt vor hoher Obrigkeit, aber die Ware gehört mir; ich zwingen niemanden, sie mir abzukaufen, ich fahre sie wieder heim – denkt ihr denn, die Hühner kosten im Winter kein Futter? Ich zahle meinen Marktschilling, mein Standgeld genau wie alle anderen. Eier unterliegen keiner Markttaxe, die Nachfrage und der Vorrat bedingen allein ihren Preis!“

Frau Strumpf besass so viel Mundwerk wie keine zweite Händlerin auf Märkten zu Köln, Nürnberg und München, es war nicht gut mit ihr anzubändeln und gegen sie anzukommen noch weniger.

Binnen einer Stunde waren die dreihundert Eier verkauft, Stück für Stück jeweils für drei Kreuzer, und bare fünfzehn Gulden klingelten in der Tasche der Eierbesitzerin. Sie hob ihren leicht

gewordenen Korb auf, legte ihren mitgebrachten Wärmtopf und ihr Bänklein hinein, hing sich den Korb mittels der Tragebänder über die Achsel und verliess den Markt.

Hinter ihr her schallte manches Wort des Ärgers, des Neides, das Zischen des Hohnes, von Bekannten und Unbekannten – indes und nichtsdestotrotz – Frau Strumpf hatte ihr Geld.

Wo diese Eierhexe wohl her sei, wurde gefragt. Wer ihr wohl die Kunst gelehrt habe, Eier so lange und so zahlreich aufzubewahren, ein Kunststück, das so selten gelinge? Diese und andere Reden mehr fielen über die Davongegangene. Mit Absicht hatte Frau Strumpf ihren Standort nicht bei ihren Landsmänninnen gewählt, um deren Neid nicht zu erregen, kein unnützes Gerede im Dorf zu veranlassen, obschon sie mit vielen befreundet war; sie wusste, dass der Brotneid die Freundschaft überwiegt, und nicht nur bei Bauernweibern und Eierköchinnen.

Im Wirtshaus fand Frau Strumpf ihren Mann und den Knaben, und alle drei verzehrten ein üppiges Mahl, dann gab es noch Gänge in die Stadt, auf denen der Sohn die Mutter begleitete, es musste einiges eingehandelt werden an Kochgeschirr und sonstigem Gerät, auch dem Sohn wurde etwas gekauft, ein neuer Bartel ersetzte seine alte Filzmütze: Grünes Tuch mit einem von Gold überspannenen Knopf und mit Goldfäden besetzt, dazu handbreit mit Fuchspelz verziert, das stand dem Jungen gar schön zu der neuen Jacke, die er an Weihnachten bekommen hatte, und der kurzen wildledernen Hose, frisch mit Ocker aufgefärbt, den Fausthandschuhen aus Marderpelz, den blauen Strümpfen mit roten Spickeln und den derben Schuhen. Wahrlich, der Andres sah einem Eichelunter so ähnlich, als sei er

frisch aus einem nagelneuen altfränkischen Spielkartenblatt ausgeschnitten worden.

Daheim in Kesselbrunn ruhten sich Knecht und Magd nach treulich besorgter Arbeit in der warmen Stube aus; im Freien gab es ohnehin wenig zu tun, Holz war genug gehackt, auch hatte Lurz, weil ihm so schauderig war und ihn fröstelte, zu solcher Arbeit keine Neigung. Das einfache Mittagsmahl war bald verzehrt, ebenso rasch das wenige Geschirr gespült, dann setzte sich Barlies in die Stube, ganz nahe beim wohltätig geheizten Ofen hin und spann. Dem Lurz waren allerlei Gedanken gekommen, und hauptsächlich wurde er den an die Eier nicht mehr los, an den Gewinn – den Erlös von so vielen Stücken. Wenn so ein armer Knecht wie ich nur eben ein Schock davon hätte – dachte Lurz, ei das gäb doch Geld zu einem feinen Umtrunk oder zu einem Pfund Tabak.

Barlies hatte sich recht satt gegessen und nickte infolge dessen (und auch der Ofenwärme wegen) am Spinnrad ein, so dass ihr das Fädchen riss. Lurz nahm ihr keineswegs den Spinnrocken weg, damit sie ihn mit einem Kuss wieder einlöse, wie das junge Volk in den Spinnstuben zu tun pflegte, denn die Barlies war keine von den Jüngsten, und der Knecht war eine ehrliche Haut und viel zu fromm, um beim Alleinsein mit der Jungfer sinnliche oder gar sündige Gedanken zu hegen. Es wurde dem Gesinde des Strumpfenhofes allgemein nachgesagt, dass es sich in ehrbarer Zucht halte.

Es war so still in der Stube – die Magd nickte, die Schwarzwälder Uhr tickte, die Katze sass schnurrend auf der Ofenbank und

schief ebenfalls. Der Himmel hatte sich wieder verdüstert; es wurde noch kälter, als es am Morgen gewesen war und schneite leise. Auf der weiten Flur draussen, soviel man dies vom Hofraum aus sehen konnte, war es winterlich still und menschenleer. Die Hühner sasssen leise gackernd, wie sie dies bei schlechtem Wetter tun, ruhig auf dem wärmenden Mist. Die schwarze Glucke war nicht unter ihnen. Es führte auch kein belebter Weg am Hof vorüber, der Hauptweg in Richtung Stadt ging durchs Dorf und von der entgegengesetzten Seite des Strumpfhofes dorthin.

„Ob ich es wirklich tue? Ob es wohl keine Sünde ist?“, fragte sich Lurz und erhob sich von seinem Stuhl, auf dem er sinnend gesessen, und schlich sich ganz leise zur Stube hinaus. Leise klappte er die Türe zu, leise wieder auf, steckte noch einmal den Kopf hinein – Barlies schlief fest. Noch einmal leise zu.

Lurz verriegelt die Haustür, dann ging er in die Küche und schlug Zunder an; nahm den Schwefelfaden, entzündete damit seine Laterne; dann nahm er ein kleines Säckchen, füllte dieses aus dem im Hausflur stehenden Häckselkasten mit Spreu und ging in den Keller hinunter.

Erst auf der Treppe fiel ihm ein, dass all sein Tun vergebens sein werde; denn ohne Zweifel werde Frau Strumpf nicht vergessen haben, den Keller zu verschliessen und den Schlüssel mitzunehmen oder irgendwo im Haus einzuschliessen.

„Halt!“, dachte und sagte Lurz zu sich selbst und hemmte sogleich seinen Schritt. „Ist es ein Unrecht, soll ich es nicht tun, so wird Gott gesorgt haben, dass er mich nicht in Versuchung führe, denn deshalb beten wir ja: Führe uns nicht in Versuchung.“

So wird der Keller verschlossen sein, und dann mag es damit sein Bewenden haben. Heimlich öffnen tue ich nicht, das wäre schlecht. Ist es aber keine Sünde, ist es auch nichts Schlimmes, so wird der Keller unverschlossen sein – dann tue ich es!“

Der Keller war nicht verschlossen. Lurz stieg hinab, trat ein, nicht ohne Schauer, nicht ohne Grauen – es zitterten seine Knie bei jedem Schritt, den er vorwärts machte. Dort stand der umgestülpte alte Korb; auf dem Korb lag die Spiessgerte. Lurz stellte seine Laterne am selben Ort ab, an dem gestern die Lampe der Bäuerin gestanden. Er zitterte, er zagte – und dennoch wagte er es.

Lurz stülpte den Korb um. Da sass die schwarze Glucke, still, regungslos, als ob sie brüte. Aber sie hatte grüne Augen, die leuchteten wie Johannismwürmchen. Lurz fasst die Gerte – er wagte dasselbe zu tun, was er gestern Frau Strumpf hatte tun sehen, er stippte ganz sanft den Rücken der schwarzen Henne mit der Spiessrute an. Da erhob sie sich, da scholl sie und blähte sich und hockte plötzlich statt auf zwei auf vier Beinen vor ihm da und war kein Huhn mehr, sondern eine ganz schreckliche Kröte, überaus scheusslich anzusehen, und liess ein Ei fallen.

Lurz fasste Mut; er hob das Ei – eiskalt war es, geschwind damit ins Säckchen. Ein zweiter sanfter Hieb, ein zweites Ei folgte. Lurz bewies in der Tat mehr Mut und Ausdauer, als mancher andere Mann an seiner Stelle vielleicht bewiesen hätte, er trieb es fort, das unheimliche frevlerische Spiel – er trieb es bis zu einem Schock, also bis zu sechzig Eiern – weiter mochte er es nicht treiben, denn eine unsägliche Angst kam in ihm hoch,

mehr und mehr, immer stärker – je mehr die Eier wurden. Als die Schockzahl Sechzig vollendet war, stülpte er geschwind den Korb über das grausige Huhn, den sauberen Vogel, legte die Gerte darauf und entfernte sich mit bebenden Schritten samt den Eiern aus dem Keller. Droben war immer noch alles still.

Als der Bauer Strumpf mit seiner Gattin und seinem Knaben über einen der belebten Marktplätze schritt, um nach gemachten Einkäufen zu ihrem Gasthaus zurückzukehren, hemmte ein dicht gedrängter Volkshaufen ihren Wagen; es gab etwas zu sehen, auf alle Fälle – und zu hören nicht weniger, darum die Neugier und das drängende Gewühl des Haufens, trotz des winterlichen Tages und des fallenden Schnees. Eine Bänkelsängerkunft stand in der Mitte des dichten Kreises, aus dem sich, von einem zerlumpt genug aussehenden Kerl gehalten, eine Stange emporhob, auf welcher in grellen Farben auf Wachsleinwand verschiedene Bildergruppen gemalt worden waren, so auch drei Männer, bei denen ein weiss gewandeter Greis stand, in der Ferne ein Trupp von Bewaffneten und ein Weinberg, dann wieder dieselben drei Männer und neben ihnen eine Gestalt wie der römische Mars, bei diesem wiederum der leibhaftige Tod mit der Sense und endlich bei diesen Zwei ein geflügelter Engel. Ein Weib von äusserster Hässlichkeit drehte eine Orgel und sang dazu, ein älterer Mann in Matrosentracht und mit grauem Bart hielt gedruckte Blätter in der Hand, sang auch und schlug bei jeder Strophe mit einer langen Gerte auf die dazu gehörenden Bildgruppen, die das Gesungene dem Auge direkt verkörpern, indem sie es zu eindrucksvoller Anschauung brachten. Ein halbwüchsiges, phantastisch gekleidetes Mädchen mit verwüsteten Gesichtszügen ging mit einem kleinen Blechteller im

Kreis herum, um Gaben zu heischen. Dass viele der Zuhörer die Blätter, je eines für einen Kreuzer, kauften, unterbrach die singende und vorzeigende Tätigkeit des alten Mannes kaum. Die Melodie war schauerhaft und die Orgel befand sich in einer dem Selbstmord nahen Verstimmung.

Ohne Umstände drängte sich der wohlhabende Bauer Friedrich Stumpf auch in den Kreis, verschaffte sich mittels seiner stämmigen Ellenbogen Platz und zog dann seine Frau und den Knaben nach sich, um sie alsbald in den inneren Ring des Kreises vorzuschieben. Da standen sie ruhig eingekeilt und waren gerade recht gekommen, um den langen Gesang des Bänkelsängers von vorn anfangend zu hören. Der Beginn lautete ganz herzerbrechend:

„Wach auf du deutsche Nation,
Fange mit an zu klagen!
Und hör was ich dir melde nun
In diesen letzten Tagen:
Wie Gott lässt seine Allmacht gross
Und Wunder sehn ohn' Unterlass,
Zur Warnung uns auf Erden, ja Erden!“

Jetzt klatschte das würdige Oberhaupt dieser kleinen Bande mit seiner Gerte auf das Bild und Gesang und Orgelton klangen beide weiter:

„Zu Brest wohl in der werten Stadt
In Lothringen ich sage
Allda sich zugetragen hat

Am lichten hellen Tage:
Drei Männer taten spazieren gehn,
Auf einem Feld täten sie in Jammer stehn
Fingen sehr an da zu klagen, ja klagen.“

Nun folgte eine lange Reihe von Erscheinungen, welche besagte drei Männer gehabt, wie der greise, weise Mann unter ihnen, dessen Figur ihrem Klaps mit der Gerte nicht entging, zu ihnen getreten sei und dass er aus seinem Mund wohlfeile Zeit und allerlei Kriege prophezeit habe, wie dann ein lauter Donnerschlag erschallt sei, der mit einem furchtbaren Klitsch und Klatsch auf die Wachsleinwand versinnlicht wurde, und dass nun ein Kriegsmann, der Tod und ein Engel den Männern erschienen seien, wie der Kriegsmann Krieg, der Tod grosses Sterben vorher gesagt und der Engel zur Busse gemahnt hätten.

Es war hier der ganze Ideenkreis zur Schau gestellt und vorge-
tragen, den im Jahre 1718 das Publikum sich von Marktschrei-
ern, Schnurranten und Lügenherolden bieten liess. Wer an der
Wahrheit des Gesagten oder Gesungenen hätte zweifeln wollen,
wäre damals gerade so scheel angesehen worden wie in unserer
Zeit ein Tischrück-Ungläubiger von den Tischrück-Gläubigen.
Nein, das Bänkelsängerlied bewahrte überall seine eindringli-
che Macht und die Wahrheit seines Schlusses:

„Darauf Krieger, Tod und Engel wieder verschwunden sein;
Die Männer gingen nach Hause,
Uns sagten's allen Menschen an,
Viel Leut begannen fest zu grausen.
Beten und singen zu dieser Frist:

Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ
Straf nicht nach unsern Sünden, ja Sünden!“

Fast alle Zuhörer wurden von mehr Gänsehäuten überlaufen, als deren heute wirklich zu Markt gebracht worden waren; es hob ein grosses Reissen um das Kreuzerlied an, man kaufte es begierig, trug es in alle Schenken, in alle Häuser, las es und lobte überall hoch den Geistlichen Herrn, den Johannes Meisern, diesen wohlbestallten Pfarrherrn zu Kesselbrunn, dem das weiterhin bekannte Gedicht „Zur Busse und Vermahnung“ gesangweise verfasst und mit Bewilligung eines Rates X.X. in Druck gegeben“ zu verdanken war.

Ein solch edler Rat übte demnach mit heilsamer Schere auch damals schon die Zensur und liess gerade so viel Unsinn durch die Pressen gehen wie spätere zensurfreie Zeiten im aufgeklärtesten aller Jahrhunderte.

Friedrich Strumpf warf drei Kreuzer auf den Teller des Mädchens und reichte dem Familienvater einen weiteren Batzen, indem er sprach: „Für fünf Kreuzer werde ich wohl sechs Stück Lieder bekommen, oder?“

„Mit schönstem Dank!“, antwortete jener, die sechs fliegenden Blätter eilig abzählend und darreichend und den Matrosenhut vor dem Literaturfreund in der Bluse lüpfend. Friedrich Strumpf aber sprach scherzend und in heiterer Laune zu seiner Gattin: „Siehst du, Gret, der Mann ist billiger mit seinen Liedern als du mit deinen Eiern!“

Der Frau Grete Strumpf aber hatte das Lied arg ins Gewissen geschlagen und hallte darin mächtig nach – wie eine Weltgerichtsposaune, besonders aber die Worte des Todes:

„Wie das Laub an den Bäumen bloss
Von dem Reif tut verderben,
Also will ich viel Menschenkind
Mit meiner Sens‘ abhauen geschwind.
Das sollen sie werden innen, ja innen!“

Aber sie durfte sich nichts anmerken lassen, deshalb presste ihr die innere Angst auch nur die Worte: „Sein Lied kostet ihn auch weniger“ als Antwort heraus.

Zur selben Zeit, als der Strumpfhofbesitzer vom Hausknecht des Gasthauses, wo er eingekehrt war, sein Ross aus dem Stall zur Tränke führen, dann anschirren und anspannen liess, und seine Zeche beglich, trat daheim Lurz, sein Knecht, ein volles Säcklein unter der Jacke bergend, das er behutsam an sich hielt, um es nicht zu stark zu drücken, aus dem Haus und schritt quer über den Hof zur Scheune, an welche ein Schafstall angebaut war, doch so, dass jedes Gebäude seine eigene Mauer aus Lehm und Fachwerk hatte. Der dadurch gebildete schmale Zwischenraum war von aussen mit einem Brett vernagelt, um keinen Schlupfgang für unheimliches Getier der Nacht zu bieten; in der düsteren Tenne der Scheune aber klaffte ein Loch, wer weiss wie lange schon, eingeschlagen, durch welches jemand, der eben dies gewollt, in jenen Raum hätte kriechen können. Die Tenne empfing nur dann Tageslicht, wenn ihr Tor ganz geöffnet war – Lurz öffnete letzteres, aber nicht ganz, sondern nur so weit, um hinein schlüpfen zu können, samt dem Eiersack – und dann versteckte er diesen durch jene Öffnung in dem nachtdunklen Zwischenraum, wo niemand etwas suchte oder zu suchen hatte, und wollte sich am nächsten Tag, vorausgesetzt, dass ihm wohl-

er sei, Urlaub zu einem Gang in die Stadt erbitten – auf dem er dann die Eier in seine Taschen verteilen und sie bei der Hausfrau da, wo er einzukehren pflegte, verwerten konnte.

Als Lurz nun sein Geschäft gut beendet glaubte und sich in der düsteren Scheuertenne aufrichtete, um wieder nach vorne ins Haus zu gehen, überlief ihn ein Schauer – von der Haut der Hirnschale bis hinab zu seinen Knien: Er war nicht allein in der Scheune. Da stand ein Mann. Ein langer, schwarzer, hagerer Mann, dessen Gesichtszüge in der Dunkelheit nicht erkennbar waren, zumal der Himmel sich immer stärker von Schneewolken verdüsterte – nur die Augen des Mannes funkelten schrecklich, wie Katzenaugen im Finsternen. Lurz schlotterten die Knie, er hätte gern ein Kreuz geschlagen, aber er vermochte dies nicht und sein Gewissen sagte ihm auch, warum er nicht mehr vermochte, das heilige Zeichen zu machen.

Der fremde, hagere, unheimliche, schwarze Mann hielt ein Buch in seiner Hand. Da Lurz keinen Laut über seine Lippen brachte, so begann der Fremde auf einmal zu reden. Seine Stimme klang so heiser und leise wie die eines Mannes, der an Kehlkopfschwindsucht leidet. „Nun, Gesell!“, begann der Fremde, „hast meine Kunst gut erfasst und bestens geübt, hast meine Glücke brav und fleissig legen lassen!“ Lurz schwieg. Nicht ein Seufzer wäre über seine Lippen gekommen, so übermächtig, so entsetzlich war der Schauer, der von jenem Mann ausging und ihn mit lähmender Kraft erfasste. „Was zitterst du denn wie Espenlaub? Vorhin hattest du doch hohen Mut und unternahmst ein grosses Unterfangen“, flüsterte der Fremde mit hohler Stimme. „Ich tue dir nichts, will auch nichts von dir – nur deinen Namen,

zu vielen anderen Namen hinzu – alles meine Günstlinge, alles hübsche Leute! Ja, nur deinen Namen sollst du einschreiben, werter Gesell, dann ist es abgetan, und wenn du willst, sollst du selber eine Glücke haben, die dir statt der dummen Eier blanke Sechserbatzen legt, soviel du begehrt!“

